



Hier drüben. Da drüben. Stutti – Ein Kiez erzählt sich selbst.

Die Hausgemeinschaft vom Stuttgarter Platz 19 gründete ein Verein, um ihr Haus zu erwerben.

Rodika: Ja, ich bin Rodika, bin 68 Jahre alt und lebe hier in Charlottenburg um den Stutti herum seit 1984. Und die Lebenssituation: Ja, wir sind verheiratet, wir wohnen in einem Haus, in einem Gemeinschaftshaus, wo wir darüber noch ein bisschen über die Entstehungsgeschichte erzählen werden. Ja, soweit erst mal.

Hartmann: Mein Name ist Hartmann Vetter. Ich bin seit 68 in Westberlin. Und bin sozusagen ein 68er. Und seit 80 wohne ich hier am Stutti. Und wir haben damals das Haus gekauft im Zuge der Abwehr von Spekulation. Das war damals so, dass hier am Stutti die Häuser modernisiert werden sollten und das hieß in der Regel: Ein umfassender Umbau auch mit Heizungseinbau, Badeinbau und teilweise auch Abriss. So sollte bei uns im Haus beispielsweise das Hinterhaus teilweise abgerissen werden, um Licht und Luft zu schaffen und so weiter. Und das hätte bedeutet, dass viele die höheren Mieten nicht hätten zahlen können. Und dann hat man sich zusammengeschlossen als Mieterschaft und dann ist es gelungen, das Haus zu kaufen. Und das ist quasi seit 1980 dann in unserem Besitz. Erst als Verein, der das Haus gekauft hat und an seine Mitglieder vermietet hat, dann später ist es umgewandelt worden in eine Eigentumswohnung mit den Restriktionen, dass man das nicht als Spekulationsobjekt nutzen kann. Und das ist weitgehend gelungen. Insofern sind alle, die da wohnen, da sind viele noch von Anfang an dabei, sich ein schönes Wohnen hier sichern konnten. Ich selbst bin ... na ja, lasse ich weg, weil das jetzt zu weit führen wird.

Das sieht so aus, dass man versucht, beispielsweise die Gewerbmieten – wir sind in der glücklichen Lage, Einnahmen aus den Gewerbmieten zu haben – nicht nach oben treibt, sondern es ermöglicht, dass die Leute langfristig auch wirtschaften können. So ist zum Beispiel Salumeria seit 1985 Mieterin. Das sind jetzt fast 40 Jahre. Doch, 40 Jahre. Und der Copy Shop, der ja kein normaler Copy

Shop ist, sondern mehr Sozialzentrum, wo die Leute alle ihre Pakete abholen und was auch immer, der ist schon seit Anfang an dabei. Also das ist der Beleg dafür, dass man versucht, eben nicht das Maximum rauszuholen.

Rodika: Vielleicht darf ich was ergänzen. Ich Ich habe damals da noch nicht gewohnt, ganz am Anfang. Aber wie sich das Haus dargestellt hat. Das ist ja ein Eckhaus und das Haus hat mich so beeindruckt, weil da waren jetzt ... Jetzt ist ja alles voller Stuck und da war nichts von Stuck mehr zu sehen, sondern der Putz war abgeplatzt und man sah noch die Granatsplitter in den Ziegelsteinen. Und die Balkone hatten rostige Umrandungen. Und die Läden, die da drinnen waren, das sah schon ziemlich alles kaschemmenhaft aus. So ziemlich verfallen und dergleichen. Und als es dann hieß, dieses Haus ist gekauft worden und die Mieter müssen selber auch von außen Hand anlegen und den restlichen Putz und das alles wieder machen. Das fand ich schon sehr beeindruckend damals.

Der Stutti war ja auch ein Ort, wo viel Prostitution früher war. Und meine Mutter ist in Berlin geboren. Sie ist dann durch die Kriegsführung dann ins Bundesgebiet rübergekommen. Aber die hat immer erzählt: „Stutti?! Da wohnt man doch nicht. Da ist doch der Busbahnhof früher gewesen“. Und ich habe hier gelernt. Da war ich 17. Und meine Chefin hat immer gesagt: „Geh nicht alleine über den Stutti. Das ist nichts für junge Frauen“, weil es dort gefährlich war. Und das hatte noch so ein bisschen... Hier waren so einzelne Etablissements auch noch. Und zu dieser Anfangszeit, Anfang der 80er-Jahre, war das auch noch so ein bisschen. Und durch dieses Haus und auch das Haus am Stuttgarter Platz 20. Es ist einfach ... Ja, hat sich das sehr verändert.

Hartmann: Ja, in der Tat. In den 20er Jahren war das bekannt für seine Banden. Da gab es auch immer Banden, in den 20er-Jahren, die die Not damals dadurch bekämpft haben, dass sie Raubüberfälle gemacht haben und Ähnliches. Aber das hallte sozusagen noch nach. Und es gab den König vom Stutti noch in den 70er Jahren. Die hatten hier die ganzen Läden in der Hand. Das war hier wirklich ein Rotlichtding nach dem anderen. Damals hatte das ja noch Konjunktur, so Striptease und solche Sachen und Table Dance. Das war wirklich sehr interessant historisch. Und das war dann irgendwann vorbei und dann wurde das Ganze aufgewertet und gentrifiziert.

Und ja, unser Haus und auch Stutti20 – das war das erste Projekt, was so gemacht wurde – fällt da so ein bisschen aus dem Rahmen. Und die Nachbarschaftsinitiative hat ja dann auch sich gebildet, die verkehrliche Situation zu verbessern. Der Spielplatz zum Beispiel, der jetzt ein Zentrum des Stutteis geworden ist – gab es ja früher

gar nicht. Da war eine Tankstelle und das war Wüste. Egal, es hat sich sehr entwickelt und heute ist der Stutti, anders als früher, positiv besetzt. Wo man gerne hin geht. Und auch als dann nach der Wiedervereinigung alle nach Mitte gingen, ist der Stutti trotzdem Magnet geblieben. Und wenn wir im Sommer abends auf der Terrasse sitzen und hören, die Stimmen und dann kommen die Musiker und was weiß ich. Da denkt man, man wäre in Italien.

Rodika: Ich würde noch mal gerne auf diese Frage zurückkommen. Sie haben gesagt, wie man das gestalten kann, dass Mieten nicht so stark ... Wie hatten Sie das formuliert... Als Spekulation: Wir sind auch alle gehalten, dass wir selber die Wohnung bewohnen. Also nicht, dass es vermietet wird. In einem Fall ist es zwar so, aber da ist die Miete halt auch im Rahmen. Aber es ist eigentlich die Auflage, wenn man da einzieht, die Wohnung kauft, dass man dann selber dort wohnt. Es kann sein, dass man dann aus beruflichen Gründen oder persönlichen Gründen dann mal eine Zeit lang weg muss oder dergleichen. Aber das ist das Prinzip. Und das hat natürlich dann auch eine andere Form der Hausgemeinschaft, dass man dann mehr aufeinander angewiesen ist. Auch mehr miteinander macht, was nicht immer zum Positiven ist. Es gibt auch Konflikte dadurch. Aber ich denke, es ist was anderes, als wenn es eine Mietergemeinschaft ist, wo ständig Leute kommen und gehen und die Preise unheimlich hochgetrieben werden und man Angst haben muss, dass man sich die Miete nicht mehr leisten kann, also dass man die nicht mehr zahlen kann.

Hartmann: Also ich bin kein Berliner, sondern wie ich sage, 1968 hier hingekommen. Vorher wohnte ich in Ostwestfalen-Lippe in der Nähe von Lemgo. Ich bin auf einem größeren Bauernhof groß geworden, habe drei ältere Geschwister. Habe also das ganze landwirtschaftliche Leben kennengelernt und auch in gewisser Weise lieben(-gelernt), wobei ich froh war, den Hof nicht übernehmen zu müssen. Das hat mein Bruder gemacht. Habe dann nach dem Abitur zwei Jahre Bundeswehr noch hinter mich gebracht und habe dann studiert, Jura, und weitgehend in Westberlin. War damals, wie gesagt, 1968 an der FU und habe beide Staatsexamina hier gemacht und bin seitdem Rechtsanwalt und immer noch und ja, so weit.

Das war damals eine schwierige Zeit. Weil, anders als heute, es nur wenig Maschinen gab und deswegen man sehr wetterabhängig war. Und die 50er-Jahre waren wirklich ausgesprochen regenreich, wodurch man teilweise die Ernte nicht einbringen konnte, weil es einfach zu nass war. Das waren wirtschaftlich auch schwierige Zeiten und wir mussten uns alle sehr zusammennehmen, sozusagen. Trotzdem konnten meine Geschwister, die damals schon älter waren, studieren und haben da ihrer Ausbildung machen können. Und ich habe dann ein Jahr später das auch machen können, als die Zeit sich dann gebessert hat. Also der

Hof ist jetzt bei dem Sohn meines Bruders. Also mein Neffe hat den übernommen und der ist inzwischen auch Vater, hat Kinder, die sind auch schon wieder älter. Also insofern ist da eine gewisse Tradition entstanden. Ja, ich fahr gerne hin, aber freue mich auch, wenn ich wieder wegfahren kann.

Vanessa: Geht es Ihnen da ähnlich? Sie lachen auch.

Hartmann: Sie kennt das.

Rodika: Ich kenne die Geschichten und die ... Es hat ja auch was mit persönlichen Beziehungen zu tun und mit der persönlichen Geschichte. Und von daher, das kenne ich. Wir kennen uns ja auch schon sehr lange.

Hartmann: Auch schon 40 Jahre.

Rodika: Ja, mehr als 40 Jahre.

Hartmann: Ah. Doch! Sogar mehr!

Rodika: Aber ich fahre auch sehr gerne hin. Ich mag die Landschaft da. Und als ich in Rente ging und wir dann auch noch mal überlegt haben, wo wollen wir leben, beziehungsweise ich habe das glaube ich mir überlegt.

Hartmann: Ja, ich nicht.

Rodika: Da war für mich schon eine Alternative, zum Beispiel nach Lemgo oder in die Nähe von Lemgo zu ziehen. Weil ich das Kleinstädtische, diese Atmosphäre, wie die Leute miteinander dort umgehen, ganz schön finde. Und auch viele Vereine und so. Also es gibt viel kulturelles Leben dort. Das erkennt man erst mal gar nicht so. Und dass es landschaftlich auch ganz schön ist. Und wie gesagt, ich mag seine Familie gerne. Insofern wäre ich da ganz gerne hingezogen. Aber ich denke, es ist auch gut, wenn wir hier bleiben, weil ich denke, gerade jetzt so im Alter braucht man auch Ärzte und so. Das ist auf dem Land doch eine große Schwierigkeit. Erst mal auch mit dem Fahren. Irgendwo hinzukommen. Aber dann auch entsprechende Ärzte zu finden, weil die dann doch auf das Land nicht so gerne gehen, wie vielleicht in die Stadt. Also insofern ist alles gut, dass wir hier sind.

Hartmann: Na ja, ich habe neben Jura auch Stadt-und Regionalplanung noch studiert und in dem Zusammenhang hatte ich da auch Kontakte zu Senatsleuten. Und dann ging es damals darum, die behutsame Stadterneuerung als neues Modell einzuführen. Bis dato war es ja so, da gab es die Kahlschlagsanierung. Und

gegen die Kahlschlagsanierung haben sich ja die Hausbesetzer gewehrt. Das ist ja eine Bewegung gewesen, die daraus entstanden ist, dass durch diese Kalschlagsanierung wertvoller Wohnraum vernichtet worden ist, der hätte gerettet werden können.

Und dann gab es ja hier am Klausenerplatz das erste Projekt von dem Professor Hämer. Wo das praktiziert wurde und in dem Zusammenhang wurde dann auch von Senatsseite aus überlegt, von einem bestimmten Mitarbeiter, dass man statt das Geld den Eigentümern zu geben, die das dann dazu nutzen, die Leute rauszuschmeißen und die Häuser abzureißen und neu zu bauen, den Mietern das Geld geben sollte. Und in diesem Zusammenhang war ich für den Senat tätig als jemand, der die juristischen Voraussetzungen geschaffen hat. Genossenschaftssatzungen und so weiter. Und über diese Seite bin ich dann an diese Geschichte hier am Stutti gekommen. Da ging es nämlich darum, das zu organisieren und rechtlich so zu gestalten, dass man als Mieterschaft das kaufen konnte und gleichzeitig eine Finanzierung bekam durch die Banken, denn man brauchte ja das Geld.

Und insofern bin ich dann hier an die Stutti gekommen. Weil mich jemand kannte, der sagte: Wenn ihr Hilfe braucht, wendet euch an den. Das war ich. Und dann, als dieses Haus, wo wir jetzt wohnen, gekauft werden sollte, war eine Wohnung frei und da sind wir dann eingezogen gegen einen entsprechenden Betrag von 100.000 Mark, das Eigenkapital zu binden. Das war damals sehr viel Geld. Das haben wir zusammengekratzt. Aber das war eine gute Investition, denn sonst wären wir da jetzt nicht.

Wie soll ich sagen? Sehr herausfordernd. Aber ich war, wie gesagt, 1968 in Westberlin angekommen und da war alles in einem mehr oder weniger katastrophalen Zustand mit Außenklo. Und ich habe ein paar Monate im Souterrain gewohnt und gab es kein Tageslicht und so weiter. Also die Bedingungen waren nicht rosig. Und hier am Stutti war noch mal diese Rotlichtgeschichte noch mal ein Hieb. Aber er war auch interessant. Deswegen ergab sich das so und der Stutti hat gewonnen.

Es ist alles zwar sehr belebt, man muss das also aushalten können. Man muss jetzt nicht übermäßig lärmempfindlich sein oder wenn es einem alles zu viel wird, dann ist man hier falsch. Man muss eine Toleranz haben in jeder Hinsicht und versuchen, trotzdem zu seinem Recht zu kommen. Ja, da kann man sich nur anpassen. Sonst muss man weg.

Also das war damals schon gefährlich. Meine Frau hat ja erzählt, in welchem Zustand das Haus war. Und wir haben das gekauft und dann haben Leute das gesehen und die haben mich für verrückt erklärt, dass ich dieses Geld da reins-

tecke und dann die Bude zusammenbricht. Aber dann gab es eben öffentliche Mittel in diesem Programm Stadterneuerung. Beziehungsweise Hausbesetzerprogramm war das, wo man versucht hat, die Leute durch Eigentum dann auf Linie zu bringen.

Rodika: War das nicht auch so, dass die Balkone weitgehend gesperrt waren?

Hartmann: Ja, die waren gesperrt. Das Haus war im katastrophalen Zustand. Der Eigentümer hat nie was gemacht, weil damals ja eben Westberlin noch gar nicht vertraglich gesichert war. Es wurde erst durchs Vier-Mächte-Abkommen 1973 in eine Lage versetzt, wo man planen konnte. Die Hauseigentümer hatten ja alle Schiss, dass die Russen kommen und das Haus weg ist. Und deswegen wurde nichts investiert und erst mit dem Vier-Mächte-Abkommen wurde der gesicherte Zugang nach West Berlin von der Sowjetunion und den anderen Besatzungsmächten garantiert.

Da waren Mieter, ganz normale Mieter drin. Aber wir haben mit dem Argument – wenn jetzt Hausbesetzer Geld kriegen, ihr Haus zu kaufen beziehungsweise in Stand zu setzen – warum sollen dann nicht auch Hausbesitzer, die ja legal da wohnen, das Geld kriegen? Besitzer beziehungsweise Mieter. Und damals war die CDU im Hinblick auf die Befriedung der Hausbesetzerbewegung an die Macht gekommen und die CDU wollte jetzt durch diese eigentumsfreundliche Politik die Hausbesetzer befrieden. Und wir waren das erste Projekt, was da gestartet wurde. Die Mieterschaft war ein Querschnitt. Das waren alte Leute, da war zum Beispiel eine 100-Jährige, die da auch seit 150 Jahren gefühlt wohnt hat. Und dann gab es auch jüngere Leute, waren Umsetzmieter, die von diesem Investor, der das Haus gekauft hatte, dort in freie Wohnung eingesetzt wurden, weil die irgendwo in Kreuzberg abgerissen haben und so. Also das war total durchwachsen.

Rodika: Und Wohngemeinschaften

Hartmann: Ja, eine Wohngemeinschaft.

Und bei dieser Vereinsgründung – die Voraussetzung war, das Haus zu kaufen – haben auch nicht alle mitgemacht. Also da waren, weiß ich nicht...Es gab 20 Wohnungen oder es gibt 20 Wohnungen und da waren vielleicht dann, was weiß ich, zwölf oder fünfzehn dabei. Wir waren ja auch Mieter. Bloß der Verein war unser neuer Vermieter. Also die blieben ganz normal Mieter. Die haben dann bei der Instandsetzung – das ist ja, was meine Frau schon erwähnt hatte, wir mussten da ja alles renovieren – und dann haben wir ja selber auf dem Gerüst gestanden, um einen Teil des Eigenkapitals der Eigenleistung zu erbringen. Und alles andere

wurde durch Fachfirmen gemacht. Also insofern waren wir daran beteiligt und die anderen nicht. Die haben ganz normal ihre Miete bezahlt, aber haben natürlich auch später nicht die Vorteile gehabt, wie wir. Dass wir zum Beispiel eben keine Mieterhöhung machen mussten, beziehungsweise als wir dann das Haus kauften und die Wohnung umgewandelt haben, die Eigentumswohnung, wir dann zu einem anderen Preis kaufen konnten, als die Mieter, die sich nicht beteiligt haben. Also die sind nicht rausgeekelt worden, sondern ganz normale Mieter geblieben, bis sie ausgezogen sind, gestorben sind. Also da hat's ja in den 40 Jahren ...

Rodika: Die Letzte ist vor zwei Jahren erst ausgezogen, ja.

Hartmann: Aber die haben alle gekauft, bis auf eine. Weiß ich nicht genau. Aber die haben alle gekauft, weil sie wussten, das ist eine gute Anlage und sie haben vergleichsweise die Hälfte des Marktpreises bezahlt.

Rodika: Dem damaligen Marktpreis.

Hartmann: Es war natürlich nicht so absurd wie heute. Also insofern waren die alle gut, hatten die alle sehr viel Glück, dass sie Mieter waren.

Ja, also auch gemischt, wobei natürlich jetzt die ganz armen nicht da wohnen. Was neu hinzukommt hat schon deftige Preise zu zahlen. Da können wir auch nicht einwirken. Und die jetzt von früher dort wohnen, die sind ... Ja, ganz normal. Also wir haben schon eine gehobene bürgerliche Schicht.

Rodika: Also bildungsbürgerlich.

Hartmann: Bildungsbürgerlich, also ist das schon ... Aber wie gesagt, die sind noch ganz alte, also im Sinne von ganz Beginn drin, die natürlich inzwischen auch ein Alter haben, wo jetzt auch, sagen wir mal, dann irgendwann die Erbschaft eintritt. Und das verändert ja auch stark, weil wir darauf ja keinen Einfluss haben, wer erbt. Und haben aber durch den Aufzug, den wir vor ein paar Jahren heute einbauen können gegen diverse Schwierigkeiten, eine Perspektive, dass wir eben bis zum Schluss drin bleiben können. Also das ist mein Ziel, dass ich da nur mit den Füßen zuerst rausgehe, sonst gar nicht.

Das war damals eine gewisse Aufbruchstimmung, weil es darum ging, die Stadterneuerung auf neue Füße zu stellen und diesen guten Wohnraum, der es ja war und ist, wo die Leute auch zum Teil als Mieter lange wohnten und auch viel investiert hatten. Den dann auf Dauer sichern wollten und konnten. Und dann war dieses Zusammen erst mal gegen den Spekulantensich durchzusetzen und

dann später als Eigentümer das dann zu verwirklichen, war eine gewisse Aufbruchstimmung. Und da haben wir auch viel Spaß miteinander gehabt. Auch dann anschließend Bierchen getrunken und Feste gemacht und solche Sachen. Das war dann damals in der Anfangsphase eine Aufbruchstimmung und später hat sich dann teilweise aufgrund von irgendwelchen, weiß ich nicht, Streitereien... Manche hat man dann nicht mehr so gerne im Flur getroffen und andere dafür umso mehr. Also insofern, man ist in einer solchen Gemeinschaft aufeinander angewiesen und manche haben dann ihr Monopol. Wenn man eine einstimmige Entscheidung brauchte, dann sich versilbern lassen, das ist nicht so nett, aber was soll's. Man kann es sich ändern.

Zwanzig Wohnungen gibt es und drei Gewerbeeinheiten. Salumeria da Pino. Dann der Copy Shop mit Emi, Emmanuel Bieder. Und dann jetzt haben wir noch ein, wie heißt das? Juwelierladen?

Rodika: Goldschmiedin. Mit Traudel Kammermeier.

Hartmann: Seit zehn Jahren. Die hört jetzt auf. Insofern haben wir das Problem...

Rodika: Davor waren Friseure da drinnen.

Hartmann: Das ist eine Entwicklung vom Rotlichtmilieu mit seinen entsprechenden Strukturen, sowohl sozial als auch räumlich. Da hat es eine Gentrifizierung erlebt, die aber im Rahmen geblieben ist. Also zumindest nach Außen hin. Und die Wohngegend ist sehr beliebt und deswegen gibt es auch einen gewissen Druck auf die Mieten. Also gewisser Druck ist gut. Also es gibt ja hohe Mieten. Es gibt ja hohe Immobilienpreise. Das führt natürlich dazu, was Gentrifizierung heißt. Es ist eine bestimmte Schicht nachgekommen und deswegen ist es auch eine beliebte Wohnumgebung. Zumindest für diejenigen, die es sich leisten können.

Hartmann: Und was jetzt so die soziale Lage insgesamt angeht, da gibt es schon auch Unterschiede zwischen dieser Seite, wo wir jetzt sind, also Wilmersdorfer Straße bis zur Kaiser-Friedrich-Straße und von der Kaiser-Friedrich-Straße zur Leonhardt Straße oder zum Platz selber. Das sind noch ziemlich Unterschiede. Gerade was die Ladenstruktur angeht. Wir sind ja gerade da noch mal langgegangen. Das ist ja alles irre, was da inzwischen an Läden ist, die man eigentlich nicht braucht. Also insofern fragt man sich, was hier stattfindet und das sind offenkundig, weil hier eben vermietet wird, Höchstmieten. Also das ist der Maßstab hier. Ich weiß nicht, was ihr für den Laden zahlt, aber wahrscheinlich auch nicht wenig.

Gut, dann ist es wahrscheinlich auch nicht billig.

Rodika: Ich würde noch was zu dieser Frage sagen, wie sich der Stutti so sozial auch verändert hat. Also in den 80er Jahren, ich bin also 1984 in die Damaschkestraße erst gezogen. Aber mein Einkaufszentrum war immer hier und es haben sich ganz viele Kinderläden hier gegründet und das hat auch dazu geführt, dass es hier sehr familienfreundlich war. Wir waren eine der ersten, die auch eine Großpflegestelle hier gegründet haben. Mein Sohn ist 1980 geboren. Und ich habe dann Frauen gesucht, die in einer ähnlichen Situation waren und ihre Kinder nicht in die Kitas geben wollten. Das war damals noch nicht ... Also Kita war damals immer noch diese Großraumversorgung und alle mussten ... So extrem nicht, aber ich übertreibe jetzt mal so: Alle mussten zur gleichen Zeit aufs Töpfchen. Das war irgendwie so, dass wir das nicht wollten. Wir wollten es mehr in kleinen Gruppe haben und es gab die Möglichkeit, Großpflegestellen zu gründen. Und da haben wir dann am Stutti 20 – das war ja ein ähnliches Projekt, wie unser Haus – wo die Mieter auch den Verein gegründet haben, das Haus gekauft haben. Da haben wir im Hinterhof eine Parterrewohnung bekommen können und haben da die erste Großpflegestelle gemacht.

Das haben eine Freundin und ich zusammen gemacht. Und wir haben damals eine Frau, die Lehrerin war, die hat sich angemeldet als Pflegemutter. Wo aber klar war, das wird sie nicht werden und haben dann das beantragt. Und dann gab es auch schon die Begehung durch die Polizei beziehungsweise Feuerwehr und Gesundheitsamt und alles.

Und dann gab es plötzlich einen Stopp von der der Finanzverwaltung, dass Großpflege nicht mehr gefördert werden. Und da muss ich sagen, ich habe sonst nicht so einen Fabel für die CDU gehabt, aber in dieser Zeit gab es einige Sachen, die sie ganz gut gemacht haben. Jedenfalls habe ich dann – ich war krank, lag im Bett und war völlig verzweifelt als diese Nachricht kam – und habe dann aber die Zeit genutzt, einen Brief zu schreiben an „Hanna Granata“, Hanna Laurien, von der CDU und die damals hier Senatorin war und habe geschrieben: Wir sind alles alleinerziehende Mütter. Wir waren nicht verheiratet und wir sind darauf angewiesen, dass wir diese Kita-H, also diese Großpflegestelle haben. Die Kinder haben sich vorher schon gekannt und das ist gut, weil wir uns auch gegenseitig unterstützen. Weil wir haben eine Krankenschwester dabei, die immer lange arbeiten muss, wo wir das Kind mitnehmen und dergleichen. Und wenn das jetzt alles den Bach runtergeht, dann stehen wir da und wissen nicht, wohin. Und dann kriegte ich wirklich zwei, drei Tage später einen Anruf von Ihrem Sekretär, dass dieses Projekt weiterfinanziert wird und dass wir unsere Großpflegestelle bekommen.

Und das war, wie gesagt, erst eine Großpflegestelle. Und das heißt, dass die

Kinder von einem Jahr bis zu sechs Jahren, bis zur Schulzeit, da drinnen sein konnten. Maximal sechs Kinder. Und als unsere Kinder vier waren, kam ein Geschwisterkind dazu und die Mutter mit dem Geschwisterkind hat dann diese Räumlichkeiten übernommen und hat daraus eine Elterninitiativ-Kindertagesstätte gemacht, wo es dann auch bis zum Hort möglich ist. Und die gibt es heute noch. Genau. Nein, ich nicht persönlich. Meine Freundin, mit der ich das gegründet habe, die ist dort geblieben, weil ihr Sohn ist erst vier Jahre später, als die Tochter geboren, und unsere Kinder gingen ja schon dann in die Schule. Und der Kleine ging dann weiter da in die Elterninitiativ Kindertagesstätte. Und das ist dann abgegeben worden. Also irgendwann sind die Kinder nicht mehr in der Kita oder ...

Hartmann: Jetzt sind die Enkel drin.

Rodika: Jetzt stehen die Enkel an, sozusagen. Ich bin nachher gar nicht mit drin gewesen. Bei der Großpflegestelle mietete das ja eigentlich die Pflegemutter an, aber wir sind einen etwas anderen Weg gegangen. Wir haben uns zusammengeschlossen und haben uns eine Pflegemutter gesucht. Das war übrigens unser erster Erzieher, den wir sozusagen geworben haben, der sich als Pflegemutter ausgibt, Richard Pappick, der Drummer von Instrument of Crime, nee, Element of Crime. Der war Erzieher damals und der hat unsere Kinder ... Mein Sohn war damals, glaube ich, anderthalb... da ist er Erzieher geworden und wir haben uns für ihn entschieden. Damals war er noch nicht Element of Crime. Aber er war einfach so ... Es ging toll mit den Kindern um, nicht so verzettelnd.

Hartmann: Und eben nicht immer nur Mädchen als Erzieherin.

Rodika: Und nicht immer nur Mädchen und Frauen, sondern auch ein Mann. Und der hat das eine lange Zeit gemacht und dann wurde die Musik aber immer wichtiger. Und dann hat er es abgegeben. Und dann hatten wir nachher auch eine tolle Erzieherin da. Ich bin Sozialarbeiterin vom Beruf und habe bis 2020 auch da drin gearbeitet. Ich denke, das ist auch ganz gut, wenn man nicht unbedingt da arbeitet, wo man direkt wohnt. Und auch einen gewissen Abstand dann in der Freizeit hat.

Hartmann: Diese Läden sind ja in der Regel nicht das, was sie scheinen, sondern die sind häufig, wie sagt man, Geldwäsche oder was auch immer. Und man fragt sich, wie die existieren können, wenn man sieht, also diese Plastikkoffer – Wie viel müssen verkauft werden, um die Miete zu finanzieren? Das kann nicht der eigentliche Hintergrund des Geschäfts sein. Ich will da auch gar nicht mutmaßen. Ich sehe nur, dass die die Mieten zahlen, die ein normaler Laden, also was was weiß ich, eine Kleiderboutique oder was auch immer, sich nicht leisten kann. Was für

entsprechende Strukturen, sowohl was jetzt das rundherum angeht, als auch was so die Atmosphäre angeht. Und wenn ich hier langlaufe, fühle ich mich anders als bei uns. Ist einfach so. Das sind die Dinge, wo man dann auch nicht mehr drinsteckt, weil das ja alles privatwirtschaftlich ist und der Staat auch kein Interesse hat, in der Regel, da reinzustoßen. Und es gibt ja Untersuchungen: Wem gehört Berlin? Und da stellen wir ja fest, dass da ein enormer Wandlungsprozess ist. Weg von einzelnen Eigentümern hin zu Großgesellschaften, Großunternehmen wie Vonovia und wie auch immer, die alle heißen. Die ja zigtausende Wohnungen haben und eine eigene Macht auch im Staat sind, wenn man so will.

Und deswegen ist so die Enteignungsinitiative ein Schritt in die richtige Richtung, der natürlich vom Senat in einer Art und Weise blockiert wird, wo man nur sagen kann, das ist verfassungswidrig.

Ja, die Grundbücher sind zwar ein erster Hinweis, aber sie sind auch nicht letztendlich aufschlussgebend, weil ja oft da Strohmänner oder Strohfrauen im Grundbuch stehen, aber die eigentlichen Hintermänner gar nicht erscheinen. Das ist das eine. Sonst weiß ich nicht. Der Prozess der Gentrifizierung heißt ja auch, dass immer wieder verkauft wird und jedes Mal 20%, 30% Profit realisiert wird innerhalb kürzester Zeit. Also unser Haus zum Beispiel ist 1975 für 800.000 Mark gekauft worden vom Alteigentümer und zwei Jahre später hat es der Investor an uns verkauft für 1,2 Millionen. Ohne was vorher gemacht zu haben. Ohne was gemacht zu haben. Also 400.000, das heißt also 50% Schnitt. Und der Preis war noch relativ niedrig, weil er uns auch mochte der Investor. Der auch persönlich noch greifbar war. Der war, wenn man so will, ein kleiner Investor übrigens am Rande. Der ist gerade vor einer Woche oder so gestorben. Im Tagesspiegel war die Todesanzeige. Bernd Porsch hieß der und der war wirklich ein sehr angenehmer Investor, wenn man so will. Jetzt vom Habitus und dass er auch mit uns geredet hat und auch durchaus zugänglich war bei so einer Idee, wie wir sie hatten. Aber das war ein Ausnahmefall. Bei anderen ist das eben nicht Maßstab. Die verkaufen an den Meistbietenden mit der Folge, dass dann auch ganz andere Dinge wichtig sind, als irgendwie eine verträgliche Wohnungssituation.

Besondere Erlebnisse? Ja ... Ein ganz kurzer. Was ich interessant fand oder einmalig auch war, aber wie das überhaupt einmalig war nach der ... Wann war das noch mal? 9. Oktober? Nein, wann war die Maueröffnung? 9. Oktober?

Rodika: 9. November.

Hartmann: 9. November 1989. Da waren wir ja...Das habe ich abends mitgekriegt im Fernsehen. Also ich war Zeuge wie Schabowski – DDR Fernsehen guckte ich

damals immer – vorlas, soweit ich weiß: Jetzt. Und dann habe ich eine Stunde später im Fernsehen gesehen, dass die Leute da rüberkamen. Bin ich jetzt nicht hin gefahren oder wir sind nicht hin gefahren, aber am nächsten Morgen war hier der Stuttli voll mit Leuten. Ja. Man konnte gar nichts machen. Die Trabis kurvten da rum. Und da hatte die Sparkasse hier einen Container hingestellt, um das Begrüßungsgeld auszuzahlen. Die Leute holten ihr Begrüßungsgeld, gingen anschließend hier, was weiß ich, an die Würstchenbude und so weiter und so fort. All dieses Eindringen, das war wirklich schon einmalig in jedem Sinne. Also das ist so das, was mich an diese Tage erinnert. Das war ja alles irre. Das war einmalig.

Rodika: Hat mir vor Rührung die Tränen manchmal in die Augen getrieben. Ku'Damm war voller Trabis, morgens zur Arbeit gefahren bin mit dem Bus.

Hartmann: Ich war ja beruflich dann sehr stark damit verbunden. Ich war ja Geschäftsführer des Mietervereins. Und diese Hauptproblematik der Vereinigung lag in den Eigentumsverhältnissen. Dass Leute, Westdeutsche über ihre Grundstücke nicht verfügen konnten. Und deswegen die kommunale Wohnungsverwaltung das übernommen hatte. Dann die Wohnungen billig vermietet hatten und so weiter. Und dann auch die sogenannten Nutzer, die auf fremden Grundstück selber investiert haben. Das war ja alles eine Problematik, die man sich nicht vorstellen konnte, dass es überhaupt mal zusammengeht. Da hat ja keiner mit gerechnet, wenn der ehrlich ist. Und dann war das meine Hauptbeschäftigung die nächsten Jahre. Und das war wirklich einmalig in jeder Hinsicht. Einerseits das erleben zu dürfen und andererseits damit zu tun zu haben. Also insofern habe ich die ganzen Wirrungen und Irrungen und politischen Auseinandersetzungen und dann auch das Abkühlen dieser Willkommenskultur hin zu einer Ablehnung mitbekommen. Aber uns ist es gelungen, als Mieterverein eben beide Seiten doch zusammenzubringen im Verein, auch in einem Verein zu organisieren und die Ergebnisse so zu gestalten, dass es eben sozial verträglich ist, wobei bestimmte Dinge damals nicht durchgesetzt werden konnten.

In dem Moment, wo festgestellt wurde von der Westseite, dass die Ossies nicht nur dankbare Begrüßungsgeldempfänger sind, sondern ein Problem darstellen in jeder Hinsicht, weil sie einerseits Ansprüche formuliert haben, die nach unseren Rechtsvorstellungen nicht durchgreifen können. Also zum Beispiel, wenn Nutzer wollten, dass sie ihr Grundstück dann, auf dem sie sind, dann geschenkt kriegen oder so. Und umgekehrt, dass die Ossis gesehen haben, dass der Westen nicht nur Schlaraffenland ist, sondern der Wohlstand auch nicht vom Himmel fällt.

Rodika: Ich glaube, dass es da so eine Enttäuschung gab auf der Seite der Erwartungen mit den blühenden Landschaften und was weiß ich. Ich denke...Ich kann mich noch erinnern: ich war 1990, Anfang Oktober, gleich nach der Wiedervereinigung, habe ich meinen Arbeitsplatz aus dem Wedding getauscht nach Mitte. Die Kollegin von dort aus dem Arbeitsplatz ist auf meinen Arbeitsplatz gekommen und ich hatte die Aufgabe, das gerade jetzt in Kraft getretene neue Jugendhilfegesetz, sozusagen den Kolleginnen dort nahe zu bringen.

Aber wurde gleichzeitig mit der Aufgabe betraut, zu gucken in Akten, ob da Kindesentziehungen rechtmäßig waren. Es hieß ja manchmal, aus politischen Gründen wurde Leuten die Kinder weggenommen. Und dann wurde plötzlich, ohne dass ich das vorher wusste und an mich herangetragen wurde, dann gesagt, ich solle doch die Akten mal durchlesen und nach Aktenlage entscheiden, ob das rechtmäßig war oder nicht rechtmäßig war. Und ich kann nur sagen, die Akten, die mir vorgelegt wurden – ich habe damals im Wedding gearbeitet, was auch ein sehr schwieriger Bezirk war damals und wo ich auch mit Sorgerechtsentziehen zu tun hatte. Und da konnte ich nur sagen, dass ich das nicht eindeutig als nicht rechtmäßig, sondern dass ich viele Argumente gesehen habe, die doch auch zum Schutz der Kinder ergriffen wurden.

Man muss sagen, dass es da in so Zeiten, also 1990, nicht so viele Hilfsmaßnahmen gab wie bei uns. Ich hatte so das Gefühl, das ist so 30 Jahre zurück, was die Entwicklung der Jugendhilfe anbetraf. Da gab es Heime, aber die waren dann auch sehr groß. Kindertagesstätten, aber so an ambulante Hilfen, was es hier schon gab, oder Familienhelfer oder solche Sachen, das gab es nicht. Allerdings, das muss ich mal wirklich hervorheben, was es gab und was mich fasziniert hat und was ich hoffte, dass man das in die neue Zeit überrettet, dass wenn ein Elternteil erkrankt war, der längere Zeit ausfiel und in die Klinik musste, dass der andere Elternteil dann freigestellt wurde, die Kinder zu versorgen. Und nicht, wie es heute oft ist, dass die Kinder dann irgendwo in der Pflegestelle oder im Heim untergebracht werden. Ja, also gut, Haushaltshilfen gibt es immer noch, aber ich denke, dass ein Elternteil wirklich dann da für die Kinder in so einer schwierigen Situation zur Verfügung steht. Das gab es da, aber das war halt auch staatlich gelenkt. Das kann man natürlich hier den Arbeitgebern nicht unbedingt verordnen, aber das waren so die positiven Sachen. Aber es kam ganz schnell die Enttäuschung auf bei den meisten, so nach dem Motto: Blühende Landschaften hat Kohl versprochen. Und was ist? Wir werden abgewertet.

Und ich denke, dass auch viele der Westdeutschen oder überhaupt der Bundesrepublikaner damals nicht verstanden haben, was es eigentlich bedeutet, wenn die ganze Identität infrage gestellt wird. In dieser kurzen Zeit – ich war anderthalb Monate nur da drüben – und ich war fasziniert, wie die mit wenigen Mitteln...Was

sie auf die Beine gestellt haben. Und wurde dann immer, wenn ich so verständnisvoll war – aus dem Westteil der Stadt – Leuten gegenüber, wurde ich immer als Ossi-Versteher hingestellt. Und das finde ich schon auch...Ich kam dadurch in eine Rolle, wo ich auch gemerkt habe, ich stelle mich auf deren Seite, weil das ist irgendwie gemein, wie man darüber redet. Und ja, diese Enttäuschung. Sie haben an das geglaubt, was sozusagen nicht in Erfüllung gegangen ist und wo vieles auch dazu beigetragen hat, dass es so gekommen ist. Und nun plötzlich waren Arbeitsplätze in Gefahr oder die Wohnungen waren in Gefahr, also was auch immer. Und das fand ich schon eine große Schwierigkeit. Insofern hatte ich viel Verständnis dafür.

Allerdings habe ich auch deutlich gemacht, dass viele Erwartungen, dass gleich die Renten genauso hoch sind wie bei uns, dass das natürlich Sachen sind, die so nicht gehen. Das ist natürlich eine Erwartung, die einfach immer in die Sackgasse führen muss und zur Enttäuschung führen muss, wenn man die beibehält. Und da gab es einige Sachen, wo Erwartungen einfach zu hoch angesetzt waren. Aber auf der anderen Seite auch ein großes Missverstehen der Enttäuschung der Ost-deutschen und eine Verurteilung, dass sie sich so anstellen. Ich glaube, da hätte auf beiden Seiten mehr Verständnis und Wissen umeinander gutgetan. Die kurze Zeit hat mir geholfen in der späteren beruflichen Situation, mich da besser einführen zu können.

Hartmann: Mein Radius ist sehr eng. Das heißt also, die weiteste Entfernung, die ich zurücklege, ist zum Garten. Das sind drei Kilometer. Der Rest ist alles um die Ecke, sowohl Einkaufen als auch was auch immer. Also insofern bin ich oder sind wir wahrscheinlich beide ökologisch vorbildlich.

Rodika: Wir haben kein Auto mehr.

Hartmann: Was CO₂ angeht und ähnliche Dinge. Und ja, die Perspektive ist, wie gesagt, dort zu sterben. Bis zum Schluss dort teilzunehmen, aktiv. Ich bin einerseits Beiratsvorsitzender, andererseits Hausmeister ehrenamtlich.

Rodika: Und ich mache den Garten ehrenamtlich.

Hartmann: Sie macht den Garten, den Hofgarten, neben dem anderen Garten, den wir noch seit ein paar Jahren haben. Also wenn ich mich mit jemandem verabrede, sage ich immer: Komm zum Stutti. Verschweige natürlich, dass ich es dann auch nicht weit habe.

Aber das ist eben immer wieder interessant. Und das Schöne am Stutti ist ja wirklich – das noch mal zu meiner Geschichte vom Dorfe – dass man Leute nicht sieht, wenn man sie nicht sehen will. Also es gibt da Leute, die kenne ich seit 50 Jahren. Die sehe ich, wenn es hochkommt, einmal im Jahr. Das ist wirklich irre. Obwohl man wirklich ... Ich sehe den manchmal im Fenster gegenüber. Aber das ist wirklich irre, dass man so wenig sich treffen muss. Und das ist auch ein Vorteil. Dass man nicht, wenn man bei irgendjemandem, den man nicht gerne sieht, dann irgendwie Ecken meiden muss. Nein, man kann ganz normal laufen. Und in der Kleinstadt bist du, wenn du da irgendwie out bist, dann bist du out. Dann hast du in der Regel keine Chancen mehr. Und ja, viele Leute ziehen dann weg aus dem Dorf, weil sie es nicht aushalten oder diskriminiert werden oder was auch immer.

Rodika: Ich finde es schön, dass der Stutti hier inzwischen wieder ganz viele Familien hat. Es gab eine Überalterung zu unserer Generation. Und da sind aber inzwischen viele weggezogen auch. Nach der Maueröffnung sind viele rausgezogen und da sind einige auch gestorben und so. Und dass eigentlich junge Familien trotz dieser hohen Preise nachgezogen sind. Das belebt den ganzen Bezirk auch so. Und dass es viele kleine Geschäfte noch gibt. Ja, das ist ja, wenn man drumherum guckt, so Kantstraße oder auch immer auf der Straße, wo viele Läden leer stehen, dass es immer noch kleine Läden sind. Und wie gesagt, da wollen wir zum Beispiel mit unseren drei Läden dazu beitragen, indem die Mieten nicht so hochgesetzt werden, dass das auch weiterhin möglich ist.

Ich denke, mit den Kinderläden ist es eine Schwierigkeit, wenn es da nicht irgendwie auch Verständnis bei den Vermietern geben, dass dann, wenn die Mieten hochgesetzt sind. Ich kenne inzwischen mehrere Kitas, die zugemacht haben oder umgezogen sind und nur schwer was gefunden haben. Also es macht mir so ein bisschen Sorgen, dass dann, wie mein Mann schon sagte, dass das in Fonds übergeht. Dass es dann keinen Bezug mehr der Leute hier zum Kiez gibt. Und solange es Leute gibt, Eigentümer gibt, die einen Bezug zu diesem Ort haben und denen das auch wichtig ist, wie ihr Haus aussieht, wie es herum aussieht, solange, denke ich, gibt es die Chance, dass es auch noch eine gute Wohnatmosphäre hier gibt und dass es auch eine Mischung, eine gute Mischung gibt. Mal abgesehen von, dass vielleicht nicht immer sich jeder das hier leisten kann. Aber das Problem können wir jetzt hier nicht lösen. Ich denke, das ist politisch zu lösen. Wir wollen nur hoffen, dass es da irgendwelche Möglichkeiten gibt.

Hartmann: Unterschiedliche Kontakte. Sie sagte ja gerade schon eben, dass neue hinzugezogen sind. Unter uns wohnt jetzt eine Familie mit zwei Kindern, zwei netten Kindern und da kann man sich...

Rodika: Ich nehm den Schlüssel, versorg die Blumen und die Kinder kommen oft zu uns hoch und besuchen uns...

Hartmann: Oder mein Sohn wohnt mit seiner Frau und Tochter zwei Wohnungen unter uns im selben Haus. Also ich werde jetzt gleich meine Enkelin abholen.

Rodika: Oder die Carina, über die wir vorhin gesprochen haben, dass die mal fragen: Wir brauchen mal einen Babysitter. Könnt ihr mal kurz aufpassen? Oder so. Und wie gesagt, auch im Hof, wenn ich da arbeite, dass dann irgendwie immer Leute aus dem Haus kommen und dass man ein Pläuschen hält. Also das hat schon was dörfliches auch. Also das ist jetzt nicht so eine enge Freundschaft, aber man trifft sich und man ist sich verbunden. Und ich denke, das ist auch eine Sache, die die Stimmung hier ausmacht.

Hartmann: ...Ist für einander da. Das ist ja auch ganz wichtig. Das heißt, die Vereinsamung, die man sonst so leicht hat, ist hier nicht gegeben. Und ich bin sicher, wenn bei uns im Haus wir nicht mehr können, dass wir da Unterstützung erfahren.

Rodika: Ja, dieser eine Mann, der bei uns...Der ist inzwischen verstorben. War auch Eigentümer. Und als der Mann eine Zeit lang nicht zu sehen war, dann bin ich auch hochgegangen und habe geklingelt und habe gefragt, ob ich vielleicht irgendwie einkaufen soll für ihn. Aber war dann auch alles in Ordnung und sein Sohn hat sich gemeldet und so. Also, dass man doch noch mal anders aufeinander schaut in so einem Haus. Wo auch so ein Gedanke an Gemeinschaft da ist. Und wie gesagt, Stutti 20 ist ja ein ähnliches Projekt.

Hartmann:....Da kennen wir auch Leute.

Rodika: Wir haben da ein bisschen eine andere Geschichte. Weil da kennen wir auch noch einige Leute. Wo das jetzt nicht so eng ist, aber doch immer mal...

Hartmann: Ja mit dem Garten gibt es ja auch wieder Beziehungen und so weiter. Also wir sind schon so weit vernetzt, wie es guttut. Also ich hasse es, in Berlin Auto zu fahren. Wir machen alles mit dem Rad. Also auch schwerere Sachen. Und wenn wirklich mal was schweres transportiert werden will, dann mieten wir uns ein Auto oder haben ein Auto von jemand anderem.

Rodika: Und wir haben einen kleinen Schrebergarten, was inzwischen seit Corona wirklich ein 6er im Lotto ist, sozusagen. Und da bringe ich mich auch ein in dem Verein. Das ist ja auch so ein, früher hieß es immer so ein kleiner Mief, so kleinbürgerlich. Ich denke, das verändert sich auch. Das ist nicht nur was weiß ich,

die saufende Gruppe, die dann zusammen Skat spielt und säuft. Sondern es sind wirklich irgendwie ganz viele Leute, die auch ökologische Ansprüche haben und das verbindet dann auch noch mal. Und das ist so, ein Verein muss auch leben, indem man ehrenamtlich sich da engagiert. Und dadurch knüpft sich auch noch mal so ein anderes Netz. Das ist am Westendkrankenhaus da hinten. Das ist grob nach Stuttti sozusagen vom Radius her, den man ganz gut erreichen kann. Und der Lietzensee. Ich denke, es gibt einfach hier viele nette Orte. Auch wenn sie manchmal überfüllt sind. Aber zu bestimmten Zeiten, wenn man morgens ganz früh läuft, dann ist es ganz leer noch.

Rodika: Was mich so ein bisschen stört und was mich ein bisschen umtreibt in Sorge, ist die Vermüllung hier drumherum. Das ist wirklich eine ... Das ist überall eigentlich. Hier auch der Stuttgarter Platz. Also an einigen Stellen, wenn man da langgeht oder auch der Park zum Beispiel. Oder wenn man an der Brücke langgeht. Und dass die Leute einfach das Papier, ihre Zigaretten, ihre Kaugummis und alles mögliche.

Hartmann: Na ja, ist ja noch schlimmer, nicht? Also in der Rönnestraße wird regelmäßig Bauschutt abgeladen. Weil das ist eine ruhige Straße. Da fühlen sie sich nicht beobachtet.

Rodika: Oder Lewishamstraße Ecke, Gervinusstraße. Wo die Leute, die unter der Brücke wohnen, dass die ihre ganzen Müll da abladen, aber nicht ordentlich, sondern wirklich alles hinwerfen. Und ich denke, da müsste es einfach jemanden geben, der dafür sorgt, dass das schnell wieder wegkommt. Weil wenn was da liegt, dann wird auch immer wieder was zugeschmissen.

Hartmann: Aber auch was Positives: ist es nicht jetzt so, dass die BSR den Spielplatz sauber macht jeden Tag? Also ich sehe da immer jetzt Leute.

Rodika: Das kann sein.

Hartmann: Die BSR hat übernommen, weil eigentlich ist es Bezirkssache. Die sehen sich aber außerstande. Und Spielplätze sind ja sehr neuralgische Punkte. Gerade am Stuttti beim Spielplatz sind auch viele Drogenleute. Also die haben diese Spritzen. Also habe ich neulich einen jungen Mann gesehen. Er setzte sich da ein Schuss direkt am Spielplatz. Also insofern ist dann auch das Risiko mit Spritzen und auch Glas und diesen ganzen Geschichten gegeben. Und der Spielplatz wird jetzt von der BSR gemacht, täglich. Und auch wie der Lietzensee übrigens, Lietzenseepark. Das war ja auch immer ein neuralgischer Punkt. Und dadurch ist das insgesamt ein angenehmeres Gefühl.

Rodika: Ja, wir sind früher oft ins Klick gegangen. Und haben gesagt, das ist unser Puschenkino, weil wir wohnen ja genau gegenüber. Und dann war es lange Zeit zu, was ich sehr bedauert habe. Und dass es jetzt in den letzten Jahren wieder geöffnet hat, das verdankt man einfach auch wieder privaten Leuten, die sich da engagiert haben, wie Lars Eidinger und Leute aus dem Kulturbereich, die dieses Klick wieder aus der Traufe gehoben haben. Und ja, das ist einfach eine tolle Sache.

Und wenn Leute sich hier nicht engagieren im Kiez, wo sie auch leben, dann passiert nicht so viel und man kann sicherlich nicht an den Senat oder an die Politik immer alle Erwartungen haben. Sondern man muss sich da auch ein Stück weit selber einbringen. Ob das die Gestaltung eines Platzes ist oder wie der Eingang aussieht. Ob da Blumen stehen oder nicht. Das ist auch die Sache der Leute, die dort wohnen und die dazu beitragen, Atmosphären zu machen. Und ich finde, das ist eine Sache, die hier zumindest im Stutti-Kiez, im hinteren, versucht wird. Und ich kenne auch Bemühungen hier vorne am vorderen Stutti an der Kaiser-Friedrich-Straße, dass da Leute sich auch bemühen, aber dass es viel schwieriger ist durch diese Hotels, die da Montage-Arbeiter haben und dieses Albert's, wo ganz viele junge Leute vorbeikommen. Und da gibt es Initiativen, die bisher gescheitert sind. Da hatte ich auch mit einer Frau gesprochen. Und da merkt man aber auch, dass da die Vermieter nicht dahinter stehen. Das hat auch was mit den Vermietungen zu tun und dergleichen.

Hartmann: Es gibt immer wieder Müllecken, die werden aber schnell weggemacht. Also das ist nicht so wie in Neukölln, wo es lange liegt und dann immer mehr dazukommt. Also ich fahr immer in der Rönnestraße mit dem Fahrrad auf dem Bürgersteig, kenne die Ecken. Da sehe ich jeden Tag den Fortschritt oder auch nicht. Also insofern ist es positiv. Also es ist negativ, dass es Leute gibt, die meinen, das hinschmeißen zu können. Aber positiv, dass es nicht lange liegenbleibt und man nicht zich mal Bescheid sagen muss und so. Und zweitens, was ich eben positiv finde, dass die BSR die Parks übernommen hat und die Spielplätze, was auch zu einer Sauberkeit führt und auch Sicherheit. Das muss man auch nicht verkennen wegen der Kinder. Also wenn die da im Sand spielen und in eine Spritze treten, also das finde ich dann nicht so.

Rodika: Also da kann ich dir nicht so ganz beipflichten. Vielleicht haben wir da auch unterschiedliche Straßen vor Augen. Also wenn ich morgens neun oder halb zehn in die Wilmersdorfer Straße komme und da durchlaufe, dann ist es auch völlig verdreckt. Also ganz viel Papier, ganz viel Müll, der da rumliegt. Was weiß ich, Kleidungsstücke, die irgendwie verloren wurden oder abgelegt wurden oder dergleichen. Und da braucht es dann immer schon relativ lange ehe das

einigermaßen wieder aussieht. Aber es sieht irgendwie alles ein bisschen dreckig aus. Und das macht was mit der Atmosphäre. Ich halte mich da nicht so gerne auf, obwohl sie inzwischen die Cafés hingemacht haben. Das gab es ja früher alles gar nicht. Da gab es auch viel, viel, viel mehr Taubendreck. Das hat sich verbessert. Aber es ist immer doch so was von ... Es hat nichts Gemütliches. Es hat nicht eine Atmosphäre, wo man lange verweilen will, so von dem ganzen Drumherum. Und da merke ich schon, dass für mich Dreck, Abfall, der da rumliegt. Dass auch, was weiß ich, weggeworfene Pizza oder sonst was und dann kommen die Tauben an und so. Das macht für mich schon Atmosphäre aus. Und das glaube ich schon, die Vermüllung hat zugenommen, insgesamt.

Rodika: Wie gesagt, es gibt Bestrebungen immer wieder. Und wir waren eine Zeit lang auch mit einer Gruppe aus der Droysenstraße alle 14 Tage Müll sammeln gegangen. Und auch den Kneipen haben wir gesagt, die sollen doch mal Aschenbecher aufstellen, damit die Leute ihre Kippen nicht irgendwo hinschmeißen. Und das hatte auch eine positive Resonanz. Also Leute, die uns gesehen haben, haben gesagt: Ach, das ist ja toll, dass Sie das machen – aber beim nächsten Mal sah es im Grunde genommen wieder so aus.

Ich erinnere mich immer, nach der Maueröffnung gab es hier ganz viele polnische Busse, die hier eingekauft haben. Und da war diese Unterführung in der Windscheidstraße. Diese Brücke, war noch vierspurig. Da konnten noch Busse stehen und dann standen die Busse immer dort und dann haben sie in der Wilmsdorfer Straße eingekauft. Damit sie möglichst viele Sachen mitgenommen haben, haben sie alles ausgepackt und dort auf einen Haufen geworfen. Und das waren Müllberge. Also man kann sich das heute nicht, das ist Gott sei Dank nicht mehr so vorstellen.

Mein Sohn war damals so sechs, sieben und dann habe ich ihn mal von der Kita abgeholt und wir sind zur Damaschke Straße, in der ich damals noch wohnte, gelaufen. Und dann hat er ein Bonbonpapier gehabt und er wollte es auf diesen Haufen werfen. Und da habe ich gesagt: „Du hebst das wieder auf!“, „Nein! Da liegt doch so und so viel Müll. Warum soll ich das dann aufheben???“ Und da habe ich gesagt: „Wenn du das nicht aufhebst und das alle machen und alle noch ihren Müll dazu packen. Dann haben wir hier riesige Müllberge“. Und dann hat er das aufgehoben. Sicher mit dem Gedanken „Du blöde Mama, du“, aber er hat es gemacht. Und ich denke, dass es heute – mein Sohn, der hat selber jetzt ein Kind – ich glaube, dass ihm das sehr wichtig ist, dass es jetzt ordentlich ist. Und das meine ich: Wenn es Müllberge gibt, dann verleitet das einfach dazu, dass man Sachen dazuwirft. Und deswegen ist es schon wichtig, dass man sowas im Blick hat. Und dass man Leuten vielleicht auch mit billig ...

Rodika: Kennen Sie Momo? Und da gibt es Gepetto, den Müllwagenfahrer. Und ich habe eine Zeit lang überlegt, wenn ich mal ganz alt bin – so alt bin ich noch nicht –, dass ich mit diesem Müllwagen... Weil der ist eine Institution. Dass der weiß, wo man hingehen kann, wo es irgendwelche Sachen gibt und wo die Leute auch einen Ansprechpartner haben. Der macht nicht viel. Aber in seinem Kiez macht er die Dinge sauber. Und das ist ein Vorbild irgendwie so. Und da habe ich gedacht, dass es eigentlich solche Müllmänner, solche Menschen geben müsste. Und vielleicht gibt es ja auch Menschen, die so was gerne machen. Weil sie einfach nicht vereinsamen wollen und dafür ein kleines Entgelt kriegen, ja als Anerkennung. Oder eine Wertschätzung irgendwie kriegen auch von den Leuten. Ich glaube, dass das alles über die Bezahlung geht, die reale Bezahlung. Ich glaube, dass das alles nicht machbar ist heutzutage, dass es einfach sich verselbständigt. Es ist alles so anonym. Und dieses Wegwerfen vom Papier, da gibt es ja jemanden. Da gibt es ja die Müllabfuhr, die macht das schon weg. Und wenn man einen Menschen sieht, der das macht, der vielleicht auch gebrechlicher ist, ich glaube, das fördert die Achtung.

Vielleicht bin ich da auch sozialromantisch, aber daran habe ich immer oft gedacht an solche Situationen. Also ich habe eine Zeit lang immer wieder versucht, oder das mache ich eigentlich immer noch, auf Obdachlose zuzugehen beziehungsweise auch dran vorbeizugehen, mit denen irgendwie zu reden. Bei uns vorm Haus da, wo die Salumeria ihre Kühlschränke unten drin hat, da gibt es warme Abluft. Da hat lange Zeit ein Mensch gelebt, dem habe ich eigentlich jeden Tag was mitgebracht, sei es Geld oder Essen oder sonst was. Einige hat das gestört. Aber der hat eigentlich auch um sich herum sehr gesorgt dafür, dass es sauber ist und war auch nie betrunken. Er war nicht so gesprächig. Das habe ich aber auch geachtet. Aber er ist dann irgendwann in der Corona-Zeit verschwunden und wohl nach England gegangen, wie ich gehört habe. Ich habe mir erst Sorgen gemacht, weil ich dachte, er hat vielleicht Corona gekriegt und liegt im Krankenhaus. Und dann habe ich aber von jemandem erfahren, der mir erzählt hat, er geht jetzt nach England und macht da wieder Musik Und bei den Leuten, die unter den Brücken – das war ja damals in der Windscheidstraße auch noch so, ganz viel lagen dort –, da hab ich dann zu Weihnachten, weil ich dachte, diese Menschen, die sitzen da oben und essen und haben es schön warm und dergleichen und die Leute liegen da auf der Straße. Das hat mich sehr berührt. Da habe ich dann ein großes Chilli con Carne mit Rindfleisch gekocht, weil viele ja auch kein Schweinefleisch essen oder so was.

Und dann bin ich da hingegangen und habe sie gefragt, ob sie was essen möchten. Und sie haben das gesagt, sie wollten auch was essen. Ich habe dann Plastikgeschirr – nicht unbedingt ökologisch, aber dachte, dann können sie sich das

aufheben oder wie auch immer oder wegwerfen – verteilt und habe dann am nächsten Tag gesehen, dass viele das gar nicht gegessen hatten. Dass es da stand und dass die Ratten da liefen. Und bin dann dazu übergegangen, dass ich dann irgendwie hier an die Mission irgendwie Sachen gespendet habe oder auch Klamotten.

Einzelnen Leuten, dem einen da unter der Brücke hinten an der – wie heißt die Straße da? Holtzendorfstraße? Dem habe ich dann einen Schlafsack gekauft, weil das sehr kalt war und habe ihn gefragt, ob er das brauchen kann. Aber die decken sich meistens mir mit Decken zu, weil Schlafsäcke, glaube ich, da kommen sie so schlecht raus, wenn sie angegriffen werden. Aber ich habe extra drauf geachtet, dass man den auch aufmachen kann. Aber es ist, denke ich, schwierig, weil die Leute, die auf der Straße leben, sie kriegen Angebote und dass sie sie oft nicht annehmen, hat ja auch ihre Gründe. Dass sie irgendwo auch herausgefallen sind aus einer Gesellschaft. Teilweise sich auch dafür entschieden haben, weil sie mit den Menschen irgendwie nicht klargekommen sind. Teilweise, aber auch, weil sie einfach psychische Probleme haben.

Und da ist es einfach schwierig. Man kann, glaube ich, eigentlich nur ihnen was anbieten beziehungsweise hören, wenn sie irgendwie einen Wunsch äußern und darauf ansprechen und damit vielleicht eine Beziehung aufbauen und ein Vertrauen aufbauen. Was manchmal nicht so einfach ist. Ich muss auch sagen, dass ich, wenn ich hier jetzt in der Lewishamstraße durchgehe auf der linken Seite. Also von hier aus gesehen auf der linken Seite. Dass sie teilweise sehr aggressiv sind und ich dann auch manchmal Schwierigkeiten habe, damit umzugehen. Und von daher... Auch die andere Seite, die ist ja auch belegt. Aber die sind für mich nicht so aggressiv drauf, dass ich da eher dann die Straßenseite wechsle. Das kommt schon auch vor, weil ich mich manchmal auch überfordert fühle einfach.

Hartmann: Also die Obdachlosigkeit ist wirklich enorm und vor allen Dingen sind es ja Osteuropäer, die zum Teil mit falschen Verträgen hier hingelockt wurden und dann kein Geld gekriegt haben und deswegen stranden. Das ist die eine Seite, aber es gibt eben auch Menge Leute, die einfach krank sind. Sozial krank sind, aber auch wirklich krank sind. Das ist das eine. Was mir jetzt aber aufgefallen ist, dass es weniger geworden sind. Zumindest in unserem Bereich. Also früher war die Windscheidstraße voll. Die ist gar nicht mehr, seit Jahren fast nicht mehr. Warum, weiß ich nicht. Stattdessen die Holtzendorfstraße. Wobei die Holtzendorfstraße auch sich verändert hat. Da ist jetzt nur noch ein oder zwei. Da waren auch sehr viel mehr. Und vor allen Dingen war da ein Pärchen. Mindestens fünf Jahre lebten die hintereinander auf ihrem Platz. Er völlig abgerissen, also offenkundig alkoholkrank. Sie top gekleidet. Wie ein Model gekleidet saß die

da den ganzen Tag und las. Und morgens sind sie dann immer losgegangen und haben sich versorgt. Er kam dann mit gewaschenen Haaren wieder und so weiter. Die sind auch nicht mehr da seit ungefähr einem Jahr. Also ich will sagen, das ist für mich der Gradmesser, wenn was weniger wird.

Und dann habe ich hier auch an der Kaiser-Friedrich-Straße oder Lewishamstraße. Ist auch weniger geworden, oder täusche ich mich da? Also ich habe das Gefühl, dass auch vom Bezirksamt was unternommen wird, die irgendwie jetzt nicht zu vertreiben, aber doch von der Straße zu kriegen. Und das Programm ist ja eigentlich, was auch sinnvoll ist, den Leuten erst mal ein Dach über den Kopf zu verschaffen, damit sie ihre Angelegenheit überhaupt regeln können. Denn wenn sie kein Dach über dem Kopf haben, sind sie auch nicht in der Lage, irgendwo hinzugehen und Anträge zu stellen oder sonst irgendwas. Also ich weiß es nicht. Es wäre bloß interessant, mal das jetzt zu erfahren. Sie können ja mal herumfragen.

Rodika: Also unter der Brücke an der Windscheidstraße haben Sie zwangsgeräumt damals.

Hartmann: Ja, und was den Fixpunkt anging. Gibt es den überhaupt noch? Die hatten doch sonst immer ein Wohnmobil, hier stehen.

Rodika: Also neulich war im Seniorenheim Birkholz, da war ich auch gewesen, da war ein Treffen von Polizei, Bezirksamt und FixPunkt, anderen Initiativen, auch Leute aus der BI, also vom Stutti waren da. Wo es darum ging, wie umgehen mit diesen Drogenproblemen. Das finde ich auch wichtig, dass man die Bürgerschaft mit einbezieht und mit dem politisch Verantwortlichen auch zusammenwirkt. Und da ging es nämlich darum, dass Fixpunkt Räumlichkeiten eigentlich hier bräuchte und wie man das ... Also bisher gab es keine Vermittler, die bereit waren, Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen.

Hartmann: Wir können ja unseren Laden dann vermieten. Das wäre noch mal die Idee.

Rodika: Das kriegen wir nicht durch. Allein wegen der Kinder und so.

Hartmann: Sie wissen doch, die liberale Bürgerlichkeit ist immer dann großzügig, wenn es in anderen Stadtteilen stattfindet.

Rodika: Aber ich habe zum Beispiel gesagt, hinter dem Lokal, was jetzt neu wieder aufgemacht wurde, da liegen ja überall Wasseranschlüsse und da könnte man

schon an die S-Bahnmauer heran irgendwie eine Örtlichkeit stellen. Einen Container oder was, was auch eine bleibende Möglichkeit mit Wasserversorgung und Sanitäranlagen hat. Aber da ist die Bahn wohl irgendwie... Auf jeden Fall, ich finde, das sind Sachen, das können jetzt nicht die einzelnen Bürger hier. Weil ich vorhin sagte, die Bürger, die können viel machen. Aber das Problem, das ist so auch überfordernd und da gibt es auch Ängste. Und wenn Leute aggressiv werden und man nicht damit umgehen kann, dann zieht man sich zurück. Und da braucht es einfach wirklich dieses Zusammenwirken der verschiedenen Institutionen, die für einen Kiez zuständig sind und der Bürger. Dass man gemeinsame Konzepte macht und vielleicht auch dann von den FixPunkt Leuten dann in solchen Situationen auch Infos kriegt, wie man das am besten handelt und wer als Ansprechpartner da ist. Aber wenn die, wie gesagt, immer nur momentan da sind, das ist ja nicht ein gefestigtes Projekt. In Kreuzberg haben sie jetzt neue Räumlichkeiten bekommen, aber sonst ist das schwierig.

Hartmann: Wie gesagt, ich könnte ... Aber es führt alles zu weit. Und habe viel erlebt und viel gelernt und freue mich, dass ich immer noch im Kopf klar bin und das alles erleben und auch in gewisser Weise verstehen kann. Und du warst Ossi-Versteher, ich bin Putin-Versteher, aber es geht einfach darum, dass diese Boniertheit...Aber ich will jetzt nicht politisch werden, das würde den Rahmen sprengen. Ich will nur sagen, ich könnte noch stundenlang erzählen.

Hartmann: So, jetzt bin ich am Ende. Was ich noch habe, ist hier ein Aktenordner mit Bildern. Die sind teilweise auch in dem Dings drin, aber eben möglicherweise noch andere. Und die sind dann eben auch von der Technik her entsprechend besser. Also ich würde folgendes vorschlagen: Ich lasse ihn einfach mal hier. Sie gucken sich den in Ruhe an, weil das würde jetzt zu weit führen, alles da durchzublättern, und ich hole ihn irgendwann wieder ab.

Das Interview wurde 2024 im Rahmen von Tutti Stutti von Vanessa Rodrigues-Vital geführt.

Tutti Stutti ist eine Produktion von Polyrama – Museum für Lebensgeschichten.

Postproduktion: Ramin Parvin

Transkript: Vanessa Rodrigues-Vital,
Stefanie Höpfner und Happy Scribe.